

- ¹ Vgl. Johannes Hempel, Hoffnungen auf Canberra 1991, in: ÖR 4/90, 389ff.
- ² ÖR 2/91, 180.
- ³ Im Zeichen des Heiligen Geistes. Bericht aus Canberra 1991, hrsg. von Walter Müller-Römhild, Frankfurt 1991, 101.
- ⁴ Ebd. 100.
- ⁵ Ebd. 174.
- ⁶ Ebd. 282 sowie Beiheft zur ÖR 63, IV.

Abwägungen

VON LOTHAR COENEN

Noch ehe die Vollversammlung des Ökumenischen Rates im Februar in ihre Schlußphase eintrat, prophezeiten und befürchteten manche, dies werde möglicherweise überhaupt die letzte derartige Veranstaltung sein. Andere sahen, mitten in allen Verwirrungen doch schon die Konturen einer neuen Phase der ökumenischen Bewegung, die wenngleich noch in Geburtswehen steckende Themenbenennung für die Wegstrecke ins nächste Jahrtausend der Menschheitsgeschichte. Was bleibt von ihr außer dem Nachklingen der Gesänge, den einprägsamen Bildern der Aborigines und den bunten Kleidungen, den gewonnenen neuen Freundschaften, nachdem die Papiere geordnet, die Zeitungsartikel abgelegt und die alten Fronten und Einschätzungen wieder in Kraft gesetzt sind?

Es ist Zeit zur Abwägung; für mich auch deshalb, weil Canberra zugleich eine Zäsur nach 13 Jahren intensiver Arbeit für die ökumenische Einbindung und Platzsuche der EKD im Gesamtzusammenhang der einen Kirche Christi in der Welt war. Die Gründung des Ökumenischen Rates 1948, derer wir 1988 bei der Zentralaussschußsitzung in Hannover gedachten, fiel in die Anfangszeit meines Theologiestudiums und der Anbahnung ökumenischer Kontakte. Die nächsten Vollversammlungen erlebte ich aus der Perspektive eines Pfarrers in ökumenisch engagierten Gemeinden, die sie in der Vorbereitungszeit begleiteten und hernach in ortsgängige Münze umzusetzen versuchten, was sie angestoßen hatten. An den drei letzten habe ich selbst als Delegierter und dann als Verantwortlicher für die Vorbereitungen in der EKD und Begleiter ihrer Delegation teilgenommen und ihre Auswertung mitbetrieben. Der Ökumenische Rat, seine Kommissionen und sein Zentrum waren das überwiegende, Kraft fordernde, aber auch Impulse gebende

Hauptfeld meiner Arbeit; ihre Schwerpunkte lagen bei der Suche nach der Einheit und bei der Verknüpfung der theologischen Abwägung mit ihren gesellschaftlichen und ethischen Konsequenzen, wie sie etwa in Seoul versucht wurde.

Solche Abwägungen werden die innere Bewegung ins Auge fassen müssen, aber auch erkennbare Gestaltbildungen und -verzerrungen nicht übersehen dürfen. Im Kern werden sie sich daran zu orientieren haben, was denn eine solche Versammlung für unsere Kirchen und Gemeinden bedeutet, wieviel Stärkung und Orientierung sie den Kirchen in der Welt gibt, die immerhin noch fast ein Drittel der Christenheit umfassen, obgleich sich dieser Anteil möglicherweise verringert, weil – abgesehen von der nahezu doppelt so großen Zahl der römisch-katholischen Weltkirche – das Wachstum nicht mehr bei den klassischen Kirchen, sondern bei den charismatischen und pfingstlerischen Gruppen liegt, die bislang keinen Platz im Ökumenischen Rat gefunden, ihn überwiegend auch nicht begehrt haben.

Geschichtliche Veränderungen

Beginnen wir mit dem äußeren Bild: 1948 waren es die klassischen weißen Kirchen des Nordens, die sich zum ÖRK zusammenschlossen. Seine Verfassung und Geschäftsordnung atmen spürbar angelsächsische Atmosphäre; von Anfang an war Englisch die heimliche Leitsprache, trotz der zunehmenden Zahl offizieller Übersetzungssprachen. Damals waren kaum mehr als eine Handvoll der Delegierten Farbige, denn auch in den wenigen schon unabhängigen Kirchen des Südens standen meist Weiße an der Spitze. Wir Deutsche, damals ein Land mit vier Besatzungszonen, waren dankbar, voll akzeptiert zu werden; unser Beitrag freilich bestand bis zur 3. Vollversammlung wesentlich aus Präsenz und Theologie, während unsere finanzielle Beteiligung auch im Winde des Wirtschaftswunders minimal blieb. Es waren die Amerikaner, die dafür sorgten, daß der Rat arbeiten konnte. Die Delegationen setzten sich überwiegend aus Kirchenführern zusammen.

Vergleicht man damit Canberra, so ist der Wandel mit Händen zu greifen: Aus den anfangs 147 Mitgliedskirchen sind 317 geworden, der größere Teil von ihnen – wenn auch mit kleineren Zahlen – auf der südlichen Halbkugel lebend. Afrikanische und asiatische Kirchen stellen heute etwa ein Drittel der Delegierten, wenn auch die europäischen und nordamerikanischen Kirchen immer noch gut die Hälfte der Plätze besetzen. Finanziell haben inzwischen die Deutschen mehr als ein Drittel der Lasten übernommen. Aber nicht nur das äußere Bild spiegelt, wenngleich ohne statistische

Entsprechung, die Buntheit der ganzen Menschheitsfamilie. Mit einher geht eine Veränderung des alten Kommunikationsstils vom Papierenen zum Mündlichen, vor allem aber auch der „concerns“, die die Delegierten aus den kleineren, oft in der Diaspora lebenden, äußerlich benachteiligten und Unterdrückung erfahrenden Kirchen in die Gespräche bringen. Und nach ihrer Emanzipierung von der Theologie ihrer westlich-nordischen Missionare zeitigt hier ein Prozeß seine Wirkung, den wir Europäer entweder längst internalisiert oder in unser Verständnis christlicher Tradition eingeschlossen haben, nämlich die Inkulturation des Evangeliums, die Umsetzung der Botschaft Christi nicht nur mit dem Wort-Lexikon, sondern in die Lebens- und Vorstellungswelt der Menschen des jeweiligen Kulturraumes. Das ist zwar gleichbedeutend mit der Abkehr vom überlieferten Erbe der Mission, wohl aber ist der Anspruch auf ein gleiches Inkulturationsrecht wie in der abendländischen Kultur unüberhörbar.

Dies zu erkennen, ist eines. Uns selbst diesen immer lauter werdenden Anfragen zu stellen und unser eigenes Traditionsgut neu am Evangelium zu messen, dann ein Zweites. Und die Konsequenzen aus solcher Neuorientierung unseres Glaubensverständnisses ohne Preisgabe der Substanz zu ziehen, ist dann ein Drittes. Mir scheint, daß wir damit selbst unter den ökumenisch Engagierten allenfalls begonnen haben, während viele in unserem Lande, nicht zuletzt unter den Theologen, diesen Prozeß entweder für irrelevant halten oder ihm gar mit Mißtrauen und Furcht (vor Abfall und Synkretismus) gegenüberstehen. Canberra aber hat allen, die es offenen Auges beobachteten, eindringlich gezeigt, daß *die ernsthafte und konsequente Befassung mit der Frage der Inkulturation eines gemeinsam zu bewahrenden und zu bekennenden trinitarischen Glaubens nur um den Preis des Verlustes ökumenischer Gemeinsamkeit, eben der Koinonia im Leibe Christi, weiter hinausgeschoben werden darf.*

Der Geist als Gebetsthema

In diesem Zusammenhang muß man die Wahl des Themas der Vollversammlung als glücklich empfinden; es wurde übrigens bei der Zentralauschußsitzung in Hannover 1988 beschlossen. Denn angesichts unserer Verlegenheit, unser Eins-Sein in Christus gemeinsam zu realisieren und die Kirche nicht als partikularen Selbstzweck, sondern als durch Zeugnis und Handeln Aufmerksamkeit weckende, wenn auch wahrscheinlich angefochtene Vorhut des kommenden Reiches zu verstehen und zu leben, drückt sich darin als Gespür aus, daß wir mit all unseren Analysen weder die Situation

der Christenheit noch gar der Welt, in der wir leben, in den Griff bekommen noch gar allein durch noch so ausgefeilte und couragierte Programme einen Geist des Reiches Gottes atmende Wandlung herbeizuführen vermögen. Mit dieser Themenwahl wurde vielmehr der Weg betreten, den der Herr uns nahelegt, nämlich der Weg des Gebets, das Ausstrecken leerer Hände nach der Weisung Gottes und der Erwartung des Wehens seines Geistes. Ob wir das dann wirklich taten oder doch schon mit unseren Programmen besetzt waren, ist eine andere Frage, auf die die Antwort sich erweisen muß.

Und mehr: Gerade für Kirchen, deren trinitarisches Bekenntnis seit Jahrhunderten ausschließlich Christus- und individualzentriert ist, scheint es dringend geboten, auf andere Einsichten, namentlich der Orthodoxie, zu hören, die sich in weit höherem Maße auch dem den Rahmen der Kirche umgebenden Wirken des Geistes in der gesamten Schöpfung öffnen. Zwar wäre es einem Wunder gleichgekommen, wenn Canberra unter den gegebenen Bedingungen hier bereits zu einer detaillierten Neuorientierung gefunden hätte. Aber durch die – wenigen – Vorträge und die Diskussionen wurden doch wichtige Weichen gestellt. Wer sich die Mühe macht, in den Sektionsberichten die thematischen Grundaussagen aufzuspüren, wird dies entdecken. Es bleibt dann die Frage, ob wir bereit sind zur Korrektur bisheriger, wohlausgereifter Systeme und Konzepte und zu neuer Prioritätensetzung, – wir und der Ökumenische Rat.

Vollversammlung oder Weltkirchentag?

Nun sind aber Vollversammlungen eben nicht (nur) thematische Konferenzen. Zwar ist der Ökumenische Rat keine Superkirche und will dies auch nicht sein. Und entsprechend ist seine Vollversammlung nicht eine Art Generalsynode, die nach deren Maßstäben beurteilt werden könnte. Aber sie gilt doch – nach dem Willen ihrer Gründerkirchen, zu denen auch die EKD gehört – als das „oberste legislative Organ“ dieses Weltzusammenschlusses, das neben den jeweils notwendigen Wahlen die Richtlinien der gemeinsamen ökumenischen Arbeit bestimmt, die Programme zur Ausführung der vorher angenommenen Richtlinien überprüft und dem Zentralauschuß Aufgaben delegiert (Abschnitt V, 1.). Sie tut dies nicht durch Gesetze, die die Kirchen binden, sondern kann sich nur Gehör verschaffen durch die innere Autorität und Überzeugungskraft ihrer Richtungsanzeigen, die die Kirchen zu deren Rezeption und Umsetzung bewegen. Aber immerhin: Die Überprüfung und Sinnreflektierung der in der abgelaufenen Periode geleisteten Arbeit und die Wegweisung für die vorausliegenden Jahre erfordern

eine solide, von der Gesamtversammlung zu leistende Behandlung der gedruckt vorgelegten Rechenschaftsberichte des Zentralausschusses (und des Stabes), und der vorgetragenen des Moderators, des Generalsekretärs und des Finanzausschusses, und daran anschließend, wohl nicht ohne Zusammenhang mit der Themenbehandlung, eine sorgfältige, auch sorgfältig vorbereitete Abklärung der programmatischen Schwerpunkte für die Zukunft.

Kann es dann ausreichen, wenn für die Diskussion dieser Berichte gerade eine Plenarsitzung zur Verfügung steht, in der fast die Hälfte der gemeldeten Redner gar nicht zu Wort kommt? Ist es dann verantwortlich, wenn der Bericht des Finanzausschusses erst gar nicht diskutiert, sondern gleich an einen kleinen Ausschuß verwiesen wird, während man in den Sektionen munter neue Programme plant? Und wird es dem Charakter einer solchen Delegiertenversammlung gerecht, wenn diese Auswertung bisheriger Arbeit und die Planung für die künftige Programmausrichtung Raum nur in den thematischen Sektionen und Untersektionen findet, dort den Unterthemen mehr oder weniger zwanghaft und willkürlich zugeordnet, und wenn man dazu die Devise ausgibt, alles könne im Prinzip überall diskutiert werden? Überall alles verhandeln, gleichzeitig aber eine Aversion gegen vorbereitete Vorschläge deutlich zu artikulieren, bedeutet faktisch, daß dies kaum irgendwo mit der notwendigen Solidarität und Sachkenntnis geschieht, sondern daß man den der eigenen Emotion entsprechenden Forderungen einzelner, die ihre Überzeugung im Weltmaßstab umsetzen wollen, ohne Prüfung oder gar Konsequenzabwägung zustimmt – oder sie eben beiseitelegt. Denn die Sektionen wurden ja viel mehr nach „balances“ als etwa nach Sachkenntnis zusammengesetzt, und im Gegensatz zu früheren Vollversammlungen war auch die Einladung von Beratern mehr an den Unterthemen als an den Programmgesichtspunkten orientiert.

Es trifft sicher zu, daß die bei früheren Vollversammlungen üblichen, „Hearings“ zur Arbeit des ÖRK, jeweils für den gleichen Bereich, für den der Zentralausschuß seine Kommissionen hat, unbefriedigend verlief. Und gewiß hatte diese Vollversammlung einige Tage weniger Spielraum als frühere, obgleich die Mehrkosten angesichts der ohnehin zu zahlenden Reisen gering gewesen wären im Vergleich zum inhaltlichen Gewinn. Aber es wäre der Mühe wert gewesen, über andere Formen dieser Programmarbeit nachzudenken, etwa durch klarere Phasen und jedenfalls durch eine intensivere Einschaltung aller Delegierten statt der Verweisung an die Ausschüsse, denen nur jeder vierte Delegierte irgendwo angehörte.

Die Zeit dafür hätte sich leicht gewinnen lassen durch den Verzicht auf einige der Plenarpräsentationen, die an die Stelle früher üblicher Referate getreten waren, vorgeblich, um den über 70 % erstmalig Teilnehmenden ökumenischen Elementarunterricht zu geben. Sie waren ohnehin in ihrer Qualität sehr unterschiedlich, hätten dann aber eher Platz in einem Vorprogramm haben oder durch Lesen des zugesandten Materials ersetzt werden können. Es scheint ohnehin, daß das Besucherprogramm hier stellenweise Besseres leistete. Die Delegierten brauchen Zeit zum verantwortlichen Gespräch.

Diese Anlage des Programms hat nun allerdings, zumindest teilweise, ihre Wurzel auch darin, daß man der Vollversammlung spätestens seit Nairobi den Charakter einer „Versammlung des ganzen Volkes Gottes“ zu geben versucht. Außer den Delegierten sollten viele andere dabei und weitgehend beteiligt sein. Aber kann dieses Siegel überhaupt Wahrheit beanspruchen? Es ist sicher richtig, daß die Plenarsitzungen öffentlich sind. Aber wer sind denn diese Besucher, die das Volk Gottes repräsentieren? Sieht man von den im Umkreis Wohnenden ab, so ist doch ihre Zusammensetzung fast ausschließlich durch finanzielle Möglichkeiten bestimmt und dadurch trotz scheinbarer Buntheit alles andere als eine Repräsentanz des ganzen Gottesvolkes. Ca. 60 waren es allein aus Deutschland, wohl mehr als aus ganz Afrika. Der Versammlung aber gibt das Weltkirchentagscharakter mit vielen Erlebnissen und Anregungen, aber auf Kosten der Solidität einer Delegiertenkonferenz, bei der ohnehin 20 Kirchen gar nicht vertreten waren und die ja immerhin zweistellige Millionenkosten verursacht.

Verfahren und Vorbereitung

Nein, es wird notwendig sein, in künftige Vollversammlungen wieder klare Arbeitsphasen zu den gegenwärtigen und eventuell vorgesehenen Programmen einzubauen und für hinreichende Expertise Sorge zu tragen. Es darf nicht so bleiben, daß zwei kleine Ausschüsse für Weisungen und für Programmrichtlinien thematische Sektionsberichte darauf abklopfen, was sie für erwähnenswert halten, zumal einige Sektionen Prioritätensetzung ablehnten. Es muß doch zu denken geben, daß die hektischen Plenardiskussionen der letzten Tage sich an dem entzündeten, was jeder greifbar fand, den Zentralausschußwahlen und der Golferklärung, während für manches andere – darunter allein acht Erklärungen zu internationalen Angelegenheiten – kaum oder gar keine Zeit blieb (letztere wurden schlicht dem Zentralausschuß überwiesen, der sie dann ohne viel Diskussion verabschiedete). Das ist auch eine Frage der Zeitplanung; aber dazu später.

Der Ablauf einer Vollversammlung wird wesentlich schon durch ihre Vorbereitung geprägt. Für Canberra lieferte Genf eine Menge von Material aus, zum Thema und zu den Sektionen, samt einer Aufsatzsammlung des Generalsekretärs. Aber zum einen kam das meiste – abgesehen von den für die Gemeinden bestimmten Bibelarbeitsheften – erst wenige Wochen vor der Versammlung in die Hände der Delegierten (nicht der Kirchen). Zum anderen lieferte es vorwiegend Materialien und Anregungen, aber keine klaren Aufgabenstellungen. Mit denen war es selbst in den Untersektionen sehr unterschiedlich bestellt: in einigen straff, in anderen war selbst den Moderator(inn)en nicht recht klar, was zu tun sei. Das gibt zwar die von manchen gewünschte Offenheit der Diskussion, verschlingt aber auch Unmengen von nutzbringender anzuwendender Zeit.

Ich frage mich, ob nicht doch eine Rückkehr zu der bis 1968 angewandten Methode besser wäre, nämlich frühzeitig durch Sachkenntnis aus dem Stab und den Kirchen Entwurfstexte als Vorlagen für die Sektionen erarbeiten zu lassen, zu denen sich die Kirchen noch rückäußern können, ehe sie – entsprechend überarbeitet – den Kirchen und ihren Delegierten zugestellt werden –, und zwar mindestens ein halbes Jahr vor Versammlungsbeginn. Sage niemand, dies komme einer Entmündigung der Vollversammlung gleich. In den Verhandlungen sind umfangreiche Korrekturen und Neufassungen möglich, wie das in Canberra bei dem von Faith and Order vorgelegten Text zur Einheit der Kirche ja auch geschah. Aber die Zielrichtung ist dann deutlicher und kommt den Schlußfassungen zugute. Die Richtungsanzeige des Exekutivausschusses für die Uppsala-Texte könnte neue Aktualität gewinnen, wenn man die Canberra-Texte an ihr mißt:

„1. Von einer Vollversammlung zur anderen wird es wichtiger, daß wir uns genau überlegen, zu welchen Fragen wir heute sprechen müssen. Wir sollten nicht wiederholen, was bereits von vergangenen Vollversammlungen gesagt wurde, es sei denn, unsere Worte seien aufs neue von aktueller Bedeutung oder wir könnten heute etwas weit Besseres sagen als damals.

2. Wir sollten also nicht versuchen, alles behandeln zu wollen, sondern uns auf die verhältnismäßig wenigen Themen konzentrieren, die wir für die augenblickliche Lage und die Aufgaben der ökumenischen Bewegung am wichtigsten halten.

3. Je kürzer wir uns fassen, desto größer ist die Aussicht, gehört zu werden.

4. Wir sollten unumwunden zugeben, daß wir zu dem einen oder anderen Gesichtspunkt bei einem Problem nichts zu sagen wissen, da die Einsicht in das, was wir zu tun oder auch nicht zu tun vermögen, schon ein Aspekt unseres christlichen Zeugnisses ist.“

Uppsala ist unter diesen Prämissen doch wahrlich nicht schlecht gefahren, oder?

Auch ein weiterer Gesichtspunkt spricht für dieses Verfahren: Der Rat als wirklich unverzichtbares Forum für den Austausch der Kirchen miteinander und ihren Weg zueinander könnte so ihre volle Beteiligung und Gemeinschaft stärken. Natürlich muß sich ein neugewählter Zentralausschuß zurechtfinden. Gleichwohl aber sollte er nach vier Jahren, also auf der Hälfte des Weges zur nächsten Vollversammlung, die Kirchen nach *deren* Anliegen – sachlichen wie thematischen – fragen und aufgrund dieser Vorschläge eine Themenentscheidung treffen. Dann wären die Planungen voranzutreiben und die schon erwähnten Entwürfe zu erarbeiten und wie vorgeschlagen zu behandeln (wie dies übrigens regelmäßig bei Faith and Order und auch bei Seoul geschah). Das gäbe den Kirchen, zumindest durch ihre Verantwortlichen, Gelegenheit zur Mitwirkung, bessere Orientierung bei der Auswahl ihrer Delegierten und auch die Möglichkeit zum Gespräch mit diesen. Denn ohne ein solches sind die Delegierten überfordert, für ihre Kirchen zu sprechen, und muß die Bezeichnung der Vollversammlung als Repräsentanz der Kirchen fragwürdig bleiben.

Repräsentanz

Stärkere Partizipation aber verlangt auch nach einem neuen Durchdenken des Verständnisses von Repräsentanz. Sie wird heute an Prozentanteilen gemessen, die man beklagen oder bejubeln kann. Die Kirchenführerversammlung von Amsterdam wirkt dagegen wie ein Fossil. Keine Frage, daß der größere Anteil der Frauen den Rat bereichert, neue Aspekte eingebracht hat. Und die Lebendigkeit, auch den Protest der Jugend werden wir nicht missen wollen, wobei es sich allerdings fragt, ob die den Kirchenabgesandten hinzugefügte Gruppe besonderer Jugenddelegierter in Uppsala nicht einen mindestens so deutlichen Beitrag leistete wie die heute durch Quotierung entsandten. Bleibt man bei der Beschränkung auf Kirchendelegierte, deren Kirchen dann eine wachsende Zahl von Sonderpositionen berücksichtigen müssen – schon werden Plätze für Behinderte, jetzt auch für Evangelikale gefordert –, so wird dies darauf hinauslaufen, daß die organisierten Kirchen sich immer weniger angemessen vertreten fühlen, jedenfalls solange nicht auch vor Ort diese Art von Repräsentanz gegeben ist. Oder wird die Klausur der orthodoxen Eucharistiefeier wohl leichter überwunden, wenn um der Quoten willen statt ihrer Bischöfe Jugendliche oder Nonnen in den ökumenischen Gremien sitzen, zu Hause aber andere

das Sagen haben? Kann es dem ÖRK wirklich nützen, wenn er über das eindeutig zum Ausdruck gebrachte Selbstverständnis der Regionen hinweggeht, wie es im Falle Afrika fast geschehen wäre? Der Revolutionsversuch auf dem Umweg über die Komposition ökumenischer Gremien dürfte kaum geeignet sein, das Bild der Kirche zu ändern, eher zu geringerer Wertschätzung führen.

Man sollte hier überlegen, ob bestimmten Anliegen nicht eher durch Zusatzberufungen (wie bei Synoden) entsprochen werden könnte, jedenfalls solange die Kirchen diese noch nicht von sich aus berücksichtigen. Die Geschäftsordnung bietet dazu Möglichkeiten. Vielleicht könnte das zugleich helfen, auch die Erben jener wieder ausfindig zu machen, die einmal als sogenannte „Laien“ eine so hervorragende Rolle im ÖRK spielten und ihm Kompetenz in seinen Äußerungen zu Fragen der gesellschaftlichen Ordnung und wissenschaftlichen Erkenntnis verliehen. Nur Persönlichkeiten, nicht Quoten sind geeignet, eine Misere zu überwinden und neue Perspektiven zu eröffnen. Und Persönlichkeiten werden durch Erfahrung geformt. Gilt sie heute weniger als in den von uns entdeckten Urvölkern? Es heißt doch wohl, Lebenserfahrung umkehren, wenn man selbst an die Präsidentenriege, die bislang ökumenische Geschichte repräsentierte, den Quotenschlüssel anlegt.

Die Sprachen- und Vertrauensfrage

Es ist nicht so sehr ihre erstmalige Teilnahme an einer solchen Versammlung, die viele Delegierte entmachtet und sie die Dominanz der alten Hasen und der in Verhandlungen angelsächsischen Stils Aufgewachsenen erfahren läßt. Es ist das Problem der Übersetzungen und der Vertrautheit mit den Regeln. Wieder – wie schon oft zuvor – mußten viele feststellen, daß eine Entscheidung bereits gefallen war, noch ehe die Übersetzung zu ihnen übergekommen war, – meist sogar eine Übersetzung in eine ihnen weniger als ihre Muttersprache vertraute Fremdsprache! In den Gruppen hatten sie kaum Probleme, im Trommelfeuer von Geschäftsordnungsanträgen aber kaum noch eine Chance, die Türen für den weiteren Weg zu finden, ehe sie verschlossen wurden. Dies Problem kann je länger desto weniger mit mehr Übersetzungen gelöst werden. Aber es verlangt Aufmerksamkeit am Vorstandstisch, etwa durch Mithören wenigstens eines Übersetzungsstranges und durch klare Interpretation des Stellenwertes von Anträgen. Dabei wäre der Hinweis auf die Geschäftsordnung mindestens so wichtig wie die Informationspräsentation – sogar weniger zeitaufwendig. Vielleicht war es gut,

daß in Canberra sogar ein nicht mit diesem Verfahren voll vertrauter Vorsitzender kapitulieren mußte. Ob man daraus die Lehre zieht, daß man hier im Plenum mehr Zeit braucht und einsetzen muß?

Ort und geistliches Zentrum

Der Ökumenische Rat hat seine Vollversammlungen jeweils auf einem anderen Erdteil abgehalten, und insofern war Australien überfällig. Alles Lob auch den dortigen Kirchen, die uns in dem Open-air-Abend einen glänzenden Einblick in Leben und Geschichte ihres Landes gaben. Am meisten erfuhren verständlicherweise diejenigen, die über ein Wochenende bei Gemeinden im Lande waren. Das war aber nur für den geringeren Teil möglich. Um so wichtiger werden damit die Team-Besuche in Kirchen vorher und nachher. Sie sind mit viel Vorarbeit verbunden. Für Vancouver aber stellten sie den größten Gewinn dar.

Den nachhaltigsten Eindruck auch dieser Vollversammlung dürften wohl wiederum – neben den persönlichen Begegnungen – ihre Gottesdienste hinterlassen haben. Die Vielfalt ihrer Liturgien offenbarte den Reichtum der weltweiten Kirche, konzentriert im Zelt, dem Symbol des wandernden Gottesvolkes. Aber sollte man wirklich auf die aktuelle Verkündigung verzichten und sie in eine für die meisten unerreichbare Zeit am Mittag legen, zumal bei den langen Wegen und den gleichzeitigen Sitzungen, so daß oft weniger als 30 zuhörten? Und kann man Fürbitte nicht nur üben, wenn entsprechende Information vorausgeht (nicht: eingeschlossen wird!)? Schade, daß das wohlvorbereitete Gottesdienstbuch kaum benutzt wurde! Vor allem aber: ein engerer Bezug zum Geschehen des Tages wäre wünschenswert, die geistliche Reflexion dessen, was die Menschen vorher und nachher beschäftigt und beansprucht. Das würde auch mehr Spontaneität mit sich bringen, die die Vordrucke beiseitelegen läßt. Verzicht? Nein. Aber vielleicht helfen hier ja jene Passagen in den Sektionsberichten, die von dem geistlichen Rhythmus unseres Lebens sprechen bzw. über die Unterbrechungen im Sinne des Sabbats und die Zuordnungen zum Alltag, von denen die Zukunft der Christenheit abhängt. Denn wir wollen nicht vergessen, daß das, was die urchristliche Pfingstgemeinde zusammenbrachte und auch im Ökumenischen Rat das stärkste Band der Gemeinschaft darstellt, selbst wenn eine Menge von Fragen noch ungelöst sind und der Tisch der Eucharistie schmerzlicher- und unverständlicherwise noch nicht allen offensteht, die Lobgesänge sind, die die großen Taten Gottes preisen.